

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 44.

Düsseldorf, 1. November

1914.



Deutsche Soldaten verteilen warmes Mittagessen und andere Nahrungsmittel an die notleidende Bevölkerung der Stadt Brügge.

Ver. Fotobureau, Amsterdam.

# Fürs Vaterland.

Kriegserzählung von Heinrich Leis.

Niedrig und rotglühend steht die afrikanische Sonne am Himmel, gelb, wie von Phosphorlichtern glühend, schwellt der Horizont, während sich im Wirbelwind Sand und Staub aufballen. Weithin ein welliges Dünenland, schwarz geheckt von Gruppen zwerghaften Dornestrüpps. Einsam ragen wenige Baumriesen,

ihnen ist, glipert im Widerschein der Sonne. Von einem Hügel über ihnen tragen kleine Feldkanonen. Ihre Granaten stiegen zumeist erst weit hinter der Burenlinie auf, die gute Deckung hat, entzündeten sich mit Knall und Rischen oder vergraben sich unschädlich in den Sand. Wenn eins der Geschosse einen Menschen trifft, klatscht es auf



Wache im Anschlag auf dem Rathausurm einer von den deutschen Truppen besetzten Stadt Belgiens. Phot. R. Guschmann.

jeder gleichsam Mittelpunkt von einem Stück Niedergehölz von Bananenpflanz, Aarou und buntblühenden Kalteen, die er als Wächter bestreuet.

Am Abend des Kampfes. Die Sonne, die so rot glüht, könnte ihre Röte aus dem Blut des Schlachtfeldes aufgesogen haben. Da haben die tapferen Buren um ihren Herd gekämpft, und ihre Geschosse haben blutige Lücken gerissen in die Reihen der roten Soldatenröde!

Und auch von ihnen liegen nicht wenige still, das Gesicht in den Grund gewühlt, und irgendwo unter ihrem Rod hervor träufelt ein dünner Faden Blut. Kernige Gestalten sind sie alle. Landleute ganz und gar. Treue Volksgenossen. In ihren Schlapphüten, derbe Hemden über der Brust, darum den Patronengurt gelegt, braune Gesichter, junge, alte, bärtige, und aus den Augen sieht zorniger Mut. Den todssicheren Hentchützen zwischen den Häuten. Ums Heiligste geht's.

Die roten Röde weit hinten in der Ferne tauchen nur auf Augenblicke aus den verhüllenden Staubwolken auf, aber was Metall an

mit einem sonderbar dumpfen Ton. Der Betroffene wirft die Hände hoch, sinkt in sich zusammen und wimmert, oder überschlägt sich im Anlegen wie ein Kaninchen.

Hinter Dünen, hinter Felsen oder Gehed liegen die Buren, in Schüentette aufgelöst, in ihrer Mitte die Mannschaften des deutschen Freikorps. Hier sind auch einige Batterien aufgefahren, von deutschen Kanonieren bedient, und grollen überlaut durch das Gewehrknattern.

Es ist Abend nun, und die Schlacht steht noch immer. Mit dem Morgengrauen erwarten die Feinde Verstärkung, Artillerie und berittene Hochländer. Langsam, mit der Dämmerung, schläft das Feuer ein. —

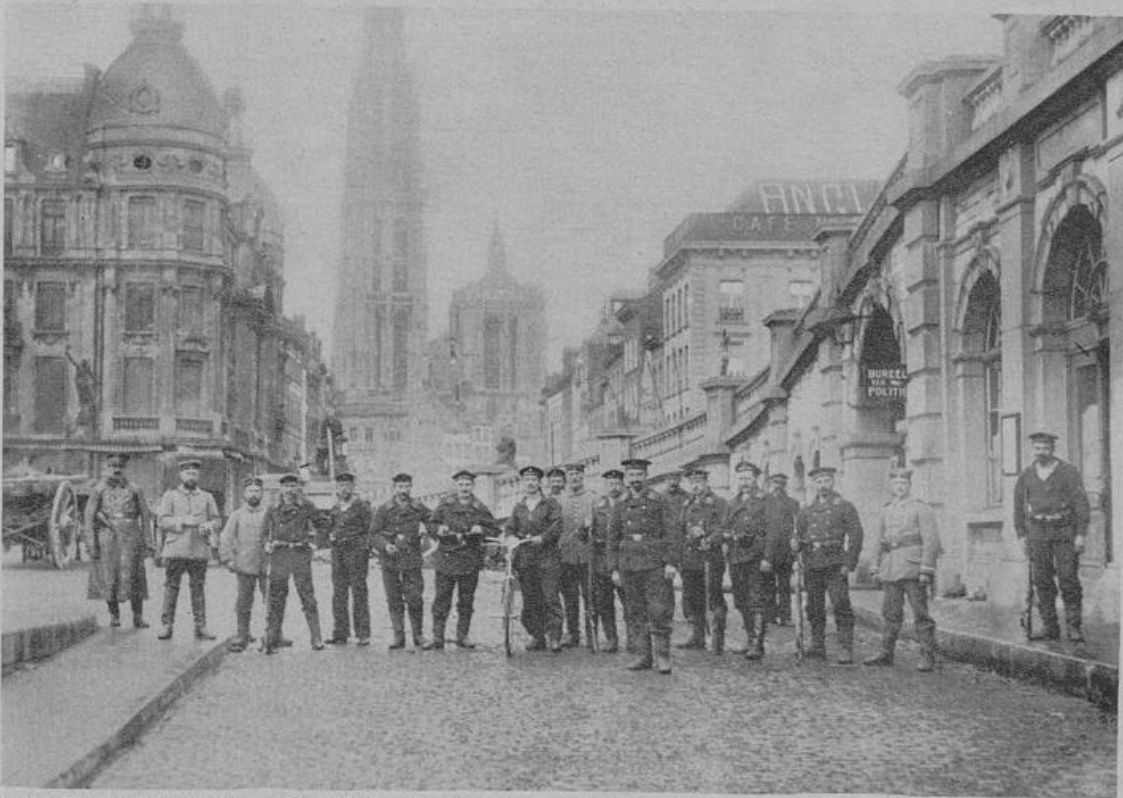
Für einen guten Reiter kaum zwei Stunden wegs zurück liegt das Burendorf, eine Ansiedlung meist aus Blockhäusern mit Staketenzäunen und Stachelgitter. In der Einsriedigung brüllen Rinder und blölen Schafe behaglich beim Futter.

Gleich eines der ersten Gehöfte ist des Triftburen Baas Terheidt Haus; drinnen ist es still, wo die Mutter sitzt, und Hemden zu Ver-



Deutsche Maschinengewehre auf dem Dach eines Hauses in einer belgischen Stadt.

Etich, Venninghoven.



Blick in das eroberte Antwerpen: Deutsche Soldaten, darunter auch solche von der Marineteilung, nach dem Einzuge in die Stadt.

Im Hintergrunde die Kathedrale, die bei der Beschießung durch die schweren deutschen Geschütze nur wenig gelitten hat. Der. Fotobureau.

bandstreifen zerzweigt, und aus ihrem Blick sieht die heiße Angst um Mann und Sohn. Aber der Junge, der im Hof mit seiner leichten Spitzflügelklinge auf die runde Scheibe schießt, brennt vor Ungebuld nach dem Feind. So oft der Hahn der Büchse auf den Fänder geschlagen ist und die Kugel herangetrieben hat, läuft der kleine mannhafte Bur stracks zum Ziel und jubelt, wenn die Schuhnarbe in einem der Ringe sitzt und wird traurig, wenn's kein Treffer war. „Ja,“ sagt er bitter zu sich, „Vater hat recht. Bist noch zu jung. Hast keine sichere Hand.“ Aber der nächste Schuß macht ihm wieder Mut. „Einen Rotzoll sollt' ich wenigstens herunterholen.“

Und endlich tollte er in die Stube. Die Mutter schrat zusammen. Sie fuhr über die Stirn. Eine tapfere Burenfrau, das wußte sie, sollte nicht wehklagen. Aber all das schöne, sonnige Glück, das bedroht war, — es war des teuersten Einsatzes wert.

Baas Terheidt ist ein Glückskind gewesen in seinem ganzen Leben. Die schönsten Herden hat er, Hendrick Moorwards Tochter wurde seine Frau, das schönste Mädchen der Ansiedlung. Ihre Ehe nahm eher an gegenseitiger Neigung zu, als sie verlor mit jedem Tag. Das Opfer, das auf dem Spiel stand, war so übermächtig groß, daß es der Frau das Herz zerriß, wenn sie sich in die Zweifel, in die Ungewißheit hinein vergrübelte.

Baas Terheidts Altesster stand mit dem Vater im Feld. Der jüngere, sechzehnjährige, hatte im Gesicht mit der hochgezogenen Oberlippe noch ganz das Ansehen eines Kindes. Wie er ins Zimmer polterte, gab er seiner kindlichen Miene einen harten Ausdruck, und in raschem Einfall riß er aus dem Wandschrank ein paar hölzerne, steife, rottrüchtige Soldaten hervor, die der Vater einst geschnitten hatte. Ungeachtet Holzklöße mit runden Stehbrettchen, grob bemalt und mit Nußnadelköpfen. Einen löpste der Junge gleich und murmelte etwas Geschäftiges auf den Feind, und: „Ich will's euch zeigen, kleine Dickköpfe!“

Die Mutter rettete die übrigen Gegenstände vor der Vernichtung. „Was bist du denn heute wild, Paul!“

„Warum läßt man mich nicht mit!“ murte er.

Die ungefügen Holzsoldaten waren der Mutter lieb als Erinnerung. Was für Freude hatten die Kinder mit ihnen gehabt. Und wieder waren sie da, die hartnäckigen Bilder der Vergangenheit, die Glück vorgaukelten und gleichzeitig Angst hervorriefen um dieses Glück. Und doch hieß es alles Wehleidige vergraben in ein geheimes Kämmerchen des Herzens, das war auch der feste Wunsch ihres Mannes.

Seine Frau sollte nicht jammern, wo das ganze Vaterland seine Opfer brachte.

Von dem Jungen kam ein Strom von Fragen, auf die das bange Erwarten der Mutter keine Antwort wußte. Ob Vater und Bruder wohl heute zurückkommen. Ob wohl einer verwundet sein wird und den Arm so in der Schlinge trägt, wie er es bei dem schwarzbärtigen Pitt Souström gesehen hat. Ob die Pferde mit zurückkommen werden, und die Engländer nicht doch die fromme Raja erschossen haben, die er am liebsten geritten hat

Während die Sonne über die Schlachtfelder niedersteigt, zittert überall die gleiche bange, heimliche Sorge durch das Dorf, in den stillen Höfen, wo die Frauen sitzen in der rasch verglimmenden Dämmerung: Der Vater oder der Bruder, der Mann oder der Sohn, — leben sie noch? Wen hat das tödliche Blei sich ausgewählt? Wird ein Vöte kommen und Gewißheit wenigstens? Aber der Krieg, dem die Massen dienen, schreitet über die Hoffnungen und Schmerzen der einzelnen hinweg. Was ist der einzelne unter den vielen, die bluten.

Schon war es Nacht geworden, brütende afrikanische Nacht mit einem schwülen Wind und schwerem, bleiernem Himmel. Da kam über die Dünenkette ein Reiter, müde im Sattel geneigt, während das Pferd, seinen Weg schon wissend, bald schwarz gegen den Himmel stand, bald hinter einer Dornhecke oder einer Bodenwelle verdeckt wurde. Endlich schlug der Huf auf den gestampften Boden vor den Blockhäusern. Der Triftbur ist's. Wir hängt sein langer blonder Bart; seine Stirn ist von geronnenem Blut bespritzt. Ein tödlicher Ernst liegt um den zusammengesetzten Mund.

Die treue Raja schnuppert am Zaun. Der Reiter wirft dem Pferd die Zügel über und klopf hart ans Haus. „Nach auf, Mutter!“

Die Frau ist gleich am Riegel, und als sie den Mann allein sieht, stößt ihr das Herz.

Der Bur tritt hastig zu ihr und umfängt sie. „Der Jung — wo ist er, warum hast du ihn — nicht mitgebracht?“ — sagt sie leise.

Er zaudert noch, aber nun kommen die heißen Tränen in seine Augen. „Er ist — nein, sag' nicht, — er ist —“ Schmerzhaft reißt es sich aus dem Mutterherzen.

„Fürs Vaterland! Er ist schön gestorben. Ins Herz getroffen. Er hat keine Schmerzen mehr gehabt.“ Und der Bur stößt die Mutter, während ihre Tränen sich vereinen. Aus der Brust des Kriegers reißt es sich los, das grimme Leid.

Beide durchwachen die Nacht. Keines sagt noch etwas, aber keines weint mehr, wie aus Scheu und Stolz vor dem andern. Fürs Vaterland!

Wie die Nacht fortschritt, fing der Vater an unruhig einherzugehen. Seine Stirn lag in Falten. Das Licht auf dem Tisch ließ seinen Schatten an der Wand tanzen.

Schließlich geht er an die Kammer seines jüngeren Sohnes. Er bleibt an der Tür und hält das Licht hoch. Er hört die ruhigen Atemzüge und sieht das Lächeln auf dem kindlichen Gesicht.

„Nein, ich kann nicht,“ seufzt der Bur mit einem Blick auf den Schläfer.

Die Mutter errät in ihrer Angst. „Nein, nein, Baas — ihn laß mir — ihn darfst du mir nicht auch noch nehmen!“

Der Bur sitzt stumm und gebückt.

„Ich hab's den Freunden versprochen. Es wird heut' noch ein harter Kampf. Wir müssen uns bis mittag halten. Dann bringt Cronje Entsch. Wir dürfen nicht zurück — die Hochländer werden stürmen — jede Klinte zählt. Wir müssen ausfallen, sonst bricht

## Allerseelen.

Mir hatte so weh geträumt,  
In Tränen wurde ich wach;  
Und draußen weinten die Glocken  
Am Allerseelentag.

Mir träumte, du wärst gestorben  
Weit draußen in fremdem Land,  
Und niemand dir heute in Liebe  
Ein Kränzlein von Blumen wand.

Vergessen ruhte dein Hügel;  
Es sang im knisternden Ried  
Des Sturmes klagende Stimme  
Ein schauriges Totenlied.

Das weckte mich aus den Träumen,  
In Tränen wurde ich wach;  
Und draußen weinten die Glocken  
Am Allerseelentag.

Johanna Weiskirch.

der Feind ins Flachland durch und kommt über die ungeschützten Hügel.“

„Aber warum er — gerade er? Hast du mir nicht schon den andern genommen?“

„Es ist gut,“ sagt der Bur knirschend und in heißem Kampf mit sich, „gut oder nicht gut. Er soll bleiben. Ich reite jetzt zurück. Muß beim Morgen wieder in den Stellungen sein. Graubärte stehen unter Gewehr. Bis auf den letzten Waffenfähigen beinahe —“

Damit umarmte er die Frau und wollte hinaus. Hinter ihnen flappte die Kammertür. Paul war erwacht, nun stand er ganz belleidet da, seine Hinte, von der er sich auch des Nachts nicht trennte, auf der Schulter.

„Ich reite jetzt mit dir, Vater.“

Der Bur fuhr ganz erschauert herum.

In seinen Mienen suchte es auf und nieder.

Die Mutter lehnte blaß und erschrocken an der Wand.

„Ich will nicht mehr daheimhocken, ich darf mit ins Feld. Kann auch schießen auf die Rotröde. Gestern habe ich schon fünfmal den schwarzen Punkt in der Scheibe getroffen.“

Da riß der Vater ihn an sich und küßte ihn innig und mit freudigem Stolz.

„Mein lieber tapferer Junge! Mein tapferer Heldenjunge!“

Und kaum Minuten später saß der Sohn schon vor dem Sattel, etwas zurückgebeugt der Bur, und die treue Raja kämpfte unter der doppelten Last.

Dann ging's davon mit einem schnellen Abschied.

In der Mutter hatte mit der Erregung der Stolz gesiegt, und an den Pfosten sich mit ausgestreckter Hand haltend, winkte sie mit der

andern der schwarzen Silhouette des Pferdes nach, das oft für längere Zeit verschwunden immer wieder auftauchte und schließlich auf einer entfernten Klippe hielt.

Trotz dem Morgendunst waren die Umrisse unverkennbar, wie dort hinten Vater und Sohn mit einem letzten Blick zurückschauten, und gleichsam als Zeichen ihrer Kampfeshoffnung bligte im Rücken die junge Sonne auf.

Aber als das Bild dann hinter der nächsten Erdwelle verschwand,

brach die Burenfrau nieder, und ihr Weinen und Jammern löste sich in einem inbrünstigen Gebet. —

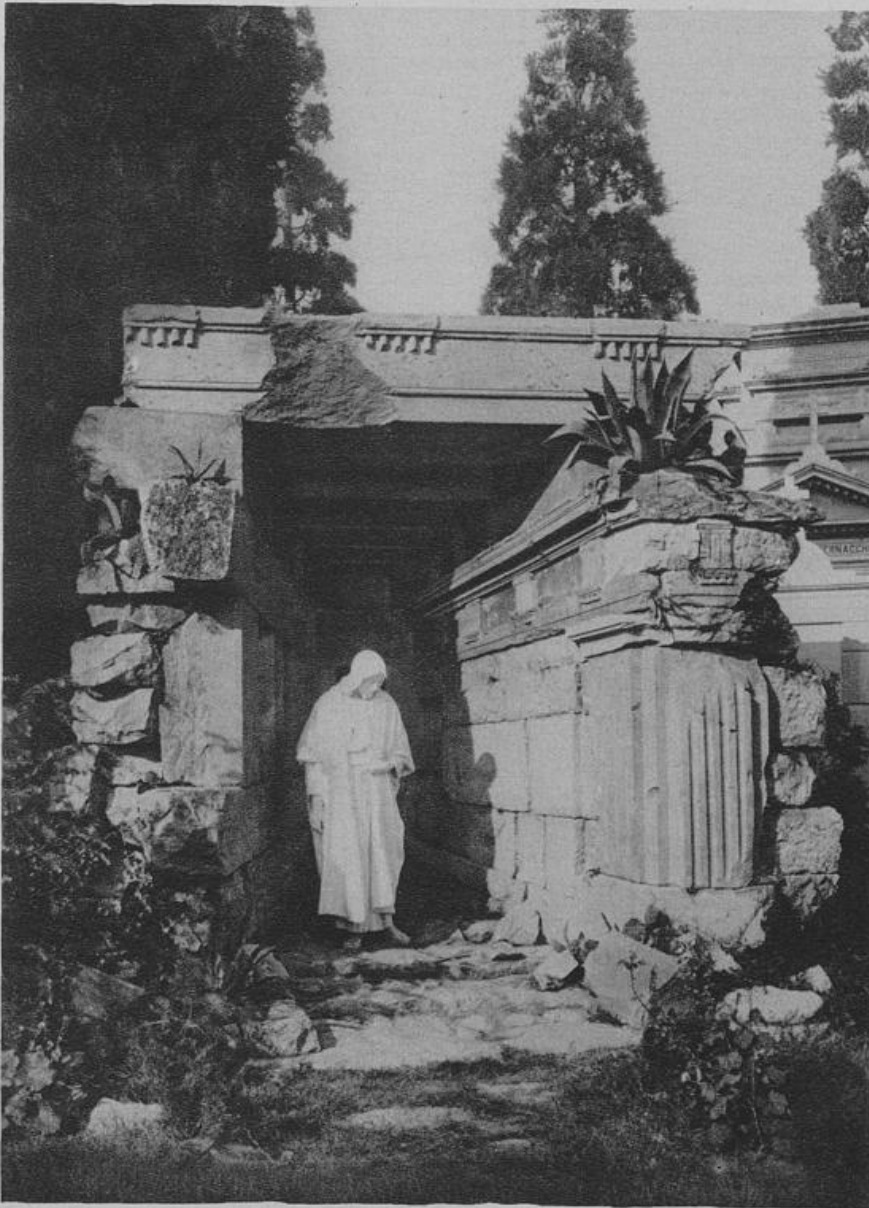
Stunde um Stunde ver-rann. Es wurden Tage. Mutter Terheidt ging den Hausgeschäften nach, ruhig und rastlos wie eine gute Uhr, die nicht stehen bleiben will. Von Vaas Terheidt und von Paul hörte sie nichts mehr, der Weg zu den Nachbargehöfen war ihr jetzt zu weit — was sollte sie auch hören, Vaas und Paul kamen nicht. Aber die Rotröde kamen auch nicht. Und in der Nacht nach dem zweiten Tage-Regenbäche stürzten vom Himmel herab — da schlug jemand ans Tor, daß es bis ins Kämmerlein von Mutter Terheidt drang. Sie hätten nicht so laut zu schlagen brauchen.

Mutter Terheidt wußte, wer es war.

Paul war's und legte seiner Mutter die Arme um den Hals. Und hinter Paul kam eine Bahre. Sie trug den Vaas Terheidt.

„Mutter“, stammelte der Sterbende, „da bring ich dir den Paul wieder“. Es waren Vaas Terheidts letzte Worte.

Und Mutter Terheidt brach zusammen unter der Last des Preises, den sie für das gerettete Leben ihres Sohnes zahlen mußte.



Grabdenkmal auf dem Campo Santo in Mailand,  
entworfen und ausgeführt von dem italienischen Bildhauer Penna.

# Bayertreue.

Ein Erlebnis aus dem jetzigen Kriege von Robert Seymann.

Es war kurz vor der Schlacht bei Metz, da bekam ein bayrischer Leutnant den Auftrag, mit einem Gefreiten zusammen einen Rekonvaleszierungsritt vorzunehmen.

„Es kann sein, Herr Leutnant,“ sagte der Oberst, der den Befehl erteilte, „daß sie auf feindliche Truppen stoßen. Versuchen Sie dann unter allen Umständen, sich in Sicherheit zu bringen. Sie sollen keine Probe Ihrer Tapferkeit ablegen, sondern uns wichtige Nachricht bringen.“

„Zu Befehl Herr Oberst!“

Der Morgen war kühl und windig.

Die beiden Reiter hatten bald das Dorf hinter sich. Hier lagen die am weitesten vorgeschobenen deutschen Truppen, und es galt nun, zu forschen, wo der Feind stand, ob seine Vorposten schon nahe an die Stellungen der Deutschen herangerückt waren, damit man beim Etappe alle nötigen Anordnungen treffen konnte, den Vormarsch der Franzosen mit den vorhandenen Kräften aufzuhalten, bis die deutsche Hauptarmee nachrückte. — Die Sonne zeichnete kleines Schattengewirr auf die staubige Landstraße, als die Reiter unter Kirchsäumen dahin ritten.

„Vorläufig ist nichts von den Feinden zu sehen,“ sagte der Leutnant. „Dort vorne liegt ein kleines schmuddes Dorf, dort wollen wir einmal Nachschau halten.“ — Der Gefreite meinte, er wolle mal vorausreiten, um zu fühlen, ob nicht eine Gefahr im Anzuge wäre.

„Warum nicht gar!“ erwiderte der Offizier. „Wir bleiben zusammen, und wenn Gefahr naht, dann teilen wir uns redlich in sie.“

Der Gefreite lachte.

Sie ritten in das Dorf.

Ein hübsches Mädel stand am Brunnen und kredenzte dem Leutnant einen frischen Trunk.

Er nahm für einige Augenblicke die Schutzhülle vom Helm, um sie von dem angesammelten Staube zu reinigen. Ob Später an dem Blitzen der Helmspitze ihn bemerkt hatten?

Wer weiß es?

Das Mädel jedenfalls hatte keine Feinde gesehen und sagte:

„Herr Leutnant, Sie können ruhig weiter reiten. Bis hierher haben sich die Rothosen nicht getraut.“

Der Offizier nahm den grauen Feldmantel ab. Er hatte ihn beim Austritt über die Schulter gelegt, weil ihn gefröstelt hatte.

Nun war es heiß geworden. Er jagte dem Gefreiten nach, der schon ein Stück vorausgeritten war.

Wirklich zeigte sich auf der Landstraße, die weiter ins Land hinein führte, keine Rothose.

Die beiden Reiter ritten nebeneinander und plauderten von der Heimat, von der bayrischen im besondern, den Bergen und Tälern, den Enzianen und Almhütten. Aller Unterschied des Ranges verblaßte vor dem Bilde der Heimat, das sich die beide mit leuchtendsten Farben ausmalten. Dem Leutnant ging das Herz auf, wenn er an die schöne Welt dachte, die er und alle seine Kameraden gegen den frechen Übermut der Welschen zu verteidigen hatten. Der Gefreite wußte so hübsch zu erzählen und Schnabähüpfeln zum besten zu geben wie:

Die Franzosen, wenn kommen,

Die hau'n wir wie nie,

Und die, wo wir krieg'n,

Die legen wir übers Knie...

Juhu!

Und die Engländer san bürr,

Es is dir a Graus,

Und bald ma a paar fangen,

Mad'n ma Bahnstocher draus...

Juhu!

Und die russischen Kosaken

San voll Spiritus,

Die san dann grad' recht

Für an Fidiubus...

Juhu!

Der Leutnant lachte laut

und herzlich, da scheute sein Pferd.

Sie waren beide, ohne es zu beachten,

in ein kleines Wäldchen geritten. Noch hatte der Offizier

sein Pferd nicht beruhigen können, da belamen die Reiter aus

dem Buschwerk Feuer, und im gleichen Moment galoppierte eine

Kavallerieabteilung von wenigstens sieben Franzosen

herbei.

„Da gibt's kein Ausweichen mehr, Herr Oberst,“

murmelte der Offizier und rief seinem Gefreiten zu:

„Drauf!“

Und im nächsten Moment flogen die Säbel gegeneinander.

Der tapfere Gefreite hob drei der Feinde aus dem Sattel, der Leutnant zwei, und so hätte die Berechnung schon schnell gestimmt, wenn nicht in den Büschen Franzosen gelegen hätten, die feuerten.

Eine Kugel traf das Pferd des Leutnants.

Es brach zusammen.

Im nächsten Moment war der Gefreite aus dem Sattel gesprungen, und einen der vordringenden Feinde noch niederfädelnd, schrie er:

„Herr Leutnant, Meldung machen!“



Ein Idyll aus einem Militärkaszarell: Verwundete Soldaten, die sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit im Coppelsift zu Solingen befinden, unterstützen freiwillig die Krankenschwestern in der Säuglingspflege.

Das Coppelsift ist ein Säuglingsheim, und die Schwestern müssen sich jetzt in die Sorge ihrer kleinen und großen Pfleglinge teilen. Phot. Oscar Hartmann.

Der Leutnant schwang sich sodann ohne zu antworten auf den Gaul des Gefreiten, und dieser gab ihm einen Schlag, daß das Tier davonjagte.

In demselben Moment bekam der Leutnant einen Schuß in den Schenkel, aber er hielt sich tapfer im Sattel und jagte weiter.

Der Gefreite aber wußte, daß er jetzt, ohne seinen Leutnant und ohne seinen Gaul, der schönen Welt nach wahrscheinlicher Berechnung Valet sagen konnte.

Schießen?

Keine Zeit!

Den ersten und zweiten Franzosen, die da auf ihn zukamen, konnte er zur Not ja schon zur Strecke bringen, aber dann?

Da! Hup! Was geschah da? Der erste nicht erschossene Franzose brauste schon heran, der Gefreite wich dem Hieb des Franzosen aus und versetzte ihm einen Stoß in den Leib, daß der Betroffene im Bogen vom Gaul flog. —

Aber der Gaul entwischte. —

Da taunte zum Glück eines der Pferde heran, von denen sein Leutnant und er vorher die Reiter heruntergehauen hatten.



Deutsche Offiziere in Feindesland: In der Mitte der im Abteiland sehr bekannte Luftschiffer und Militärschriftsteller Major Dr. hon. c. Hugo von Abercron (X), der kürzlich mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden ist. Phot. n. Grohs.

„Dran! Drauf!“ Er faßte es schnell und schwang sich mitten im ärgsten Feuer auf den Rücken des Gauls.

Die Kugeln pfißen rechts, die Kugeln pfißen links.

Aber davon ging es, dem flüchtenden Leutnant nach!

Der traute seinen Augen nicht.

„Sind Sie's oder Ihr Geist?“

„Ich bin's eigenhändig, Herr Leutnant.“

Ein Händedruck hinüber und herüber — da jagten die beiden Männer schon ins bayrische Lager ein.

„Na, haben Sie was erlebt?“ fragte humorvoll der Ober-

arzt, während er dem Verwundeten den Verband anlegte.

„Ja,“ sagte der junge Leutnant mit leuchtenden Augen, „ja, eine kleine Geschichte von Bayerntreue.“



Das von den Russen angezündete Riesen-Steinkohlenlager auf dem Bahnhof in Angerburg.

Das eine derartige Hitze beim Brand entwickelte, daß an ein Löschen nicht gedacht werden konnte. Schließlich stellte man russische Gefangene an, welche die Kohlen abschaukelten, um wenigstens einen kleinen Teil des kostbaren Brennmaterials zu retten. Gebr. Hordel.



Blick auf eine von den Russen gesprengte, jetzt von deutschen Soldaten bewachte Eisenbahnbrücke bei Giensohan. U. Strohs.



Typus indischer Lanzenreiter, die England nach Europa sandte zur Sicherung Indiens vor ihnen und zur Hilfe für Frankreich. C. Meich.



Gefangene russische Soldaten beim Straßenbau in Deutschland unter strenger militärischer Bewachung. Phot. A. Senned.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Düsseldorf-Essen.